

**Johannes Knutsson (Ed.): Problem-oriented Policing: from innovation to mainstream.** (*Crime Preventing Studies Vol. 15*). Cullompton (Willan Publishing), 2003, 298 S., £ 27,50 (paperback)

Der Band dokumentiert eine Tagung, die im März 2002 im norwegischen Kleivstua stattfand. Geladen waren namhafte internationale Experten in Fragen lokaler Polizeiarbeit; im Mittelpunkt der Beiträge sollte die Frage stehen, warum „problem-oriented policing“ (POP) bislang nur unzureichend in die Polizeipraxis Eingang gefunden hat. Unter den Experten befand sich mit Herman Goldstein auch der Erfinder von POP. Goldsteins Beobachtung – und der Ausgangspunkt von POP – bestand und besteht darin, dass herkömmliche Polizeiarbeit nur auf Ereignisse reagiere, dass sie sich quasi unsystematisch von Ereignis zu Ereignis hängele, so dass ihr die Zusammenhänge der Ereignisse verborgen blieben. Dass die Polizei sich immer wieder mit denselben Aufgaben konfrontiert sehe, sei nicht nur ein Indiz für ihre mangelnde Wirksamkeit; zugleich würden so auch wertvolle Ressourcen in einen aussichtslosen Kampf gesteckt. Das Ziel von POP, so umschreibt es Knutsson in seiner Einleitung des vorliegenden

Bandes, ist „wegzukommen von einer reaktiven ereignisbezogenen zugunsten einer proaktiven und präventiven Polizeiarbeit“.

Der Weg zu einer derart perspektivisch ausgerichteten Polizei führt im POP-Konzept über die Identifizierung dessen, was der Polizei – immer wieder – Arbeit macht und dessen Analyse. Goldsteins Nachfolger und Mitstreiter haben diesen Prozess in verschiedene Phasenmodelle unterteilt: Etwa das von Eck und Spelman entwickelte SARA-Verfahren (Scanning, Analysis, Response, Assessment) oder die britische Variante mit der Bezeichnung PROCTOR (PROblem, Cause, Treatment, Output, Result). Voraussetzung für POP, so seine Vertreter, ist, dass die Polizei über ausreichend Informationen und über die entsprechenden Qualifikationen verfügt, damit sie ein Problem in seinem örtlichen Kontext „verstehen“ und nachhaltig auf es einwirken kann. Die neun Beiträge der norwegischen Tagung, ausnahmslos verfasst von vehementen VerfechterInnen des POP-Modells, diskutieren vor allem die praktischen Voraussetzungen und Schwierigkeiten, denen sich „problemorientierte Polizeiarbeit“ gegenüber sieht: die mangelnde Bereitschaft in den Polizeien, sich auf ein „Problem“ dauerhaft einzulassen, die unzureichenden Informationen, über die die Polizeien verfügen, die fehlenden analytischen Qualifikationen des Personals.

Wie weit Anspruch und Realität auseinander liegen, zeigen Karen Bullock und Nick Tilley am Beispiel jenes (kleinen) Teils des britischen Crime Reduction Programme, durch den POP in England gefördert werden sollte: Obwohl dazu aufgefordert, enthielten die Anträge, die die lokalen Polizeien auf Förderung durch das Programme gestellt hatten, nur ausnahmsweise eine zureichende Analyse des zugrundeliegenden Problems. Weniger auf empirische als auf konzeptionelle Schwierigkeiten weist John Eck in seinem Beitrag über die „Komplexität von Problem-Theorie, Forschung und Evaluation“ hin. POP mache nur dann Sinn, wenn einzelne Ereignisse zu Problemen und diese wiederum zu „Problem-Typen“ zusammengefasst werden können. Dabei besteht die Grundfigur der Analyse aus dem „Crime Triangle“ von Täter, Opfer und Tatort. Für die „Problem-Typen“, so Eck, könnte dann ein Lösungs-Repertoire im Sinne von Best-practice-Vorschlägen vorrätig gehalten werden. Während dieser Beitrag POP eher als ein wissenschaftliches Unterfangen erscheinen lässt, werden die praktischen Probleme in einigen Fallstudien deutlich. So berichten Herman Glodstein und Ronald V. Clarke von einem POP-Versuch in der Stadt Charlotte (North Carolina). Dort bestand das Problem in hohen Diebstahlsraten aus PKWs in einem bestimmten Viertel der Innenstadt. Ausführlich schildern die Autoren die Sichtweise der Polizei auf das Problem, das Heranziehen kriminologischen Wissens über das Delikt, die aufwändige Datenbeschaffung, die Entwicklung eines Lösungskonzepts sowie die Versuche, dieses Konzept zu realisieren.

So lange die Beiträge über POP auf der allgemeinen Ebene von Begründungen und Erklärungen bleiben, geht von ihnen eine durchaus sympathische Wirkung aus. Wer stimmte nicht in die Klage mit ein, wie unsinnig es ist, wenn die Polizei immer wieder zu denselben Lärmbelästigungen durch dieselben Leute gerufen wird? Und wer kann das „Abfischen“ von Junkies in den Innenstädten für eine sinnvolle polizeiliche Tätigkeit halten? Demgegenüber verspricht POP, dass sich die Polizei mit dem auseinandersetzt, mit dem sie konfrontiert wird, dass sie sich über Zusammenhänge informiert, dass sie nach Strategien sucht, die dem Problem angemessen sind und die dauerhaft wirken etc. Aber dieser erste Eindruck verfliegt schnell, wenn man genauer liest und wenn man auf die Praxis guckt, die am Ende der POP-Rhetorik steht. Im vorliegenden Band lässt sich dies vom Vorwort bis zum Schlussbeitrag verfolgen. Im Vorwort wird darauf hingewiesen, dass POP von der Überzeugung ausgehe, „that the war against crime is not won by repressive measures and subsequent responses alone“. Erscheint POP in dieser Formulierung als eine komplementäre Strategie im „Krieg gegen

das Verbrechen“, so zeigen die praktischen Beispiele, dass POP bereits verkannt wird, wenn man es mit der „Lösung“ von Problemen oder gar mit nicht-repressiver Polizeiarbeit verwechselt. Zugespitzt formuliert, geht es POP um die Lösung von Problemen, die die Polizei hat – immer wieder dieselben Einsätze ohne dauerhafte Erfolge –, aber nicht um die sozialen Ursachen, die zu Polizeieinsätzen führen. Wegen dieser Orientierung harmoniert POP mit den Strategien situativer Kriminalprävention. Mit diesen teilt sie das bescheidene Erfolgskriterium, dass eine Reaktion als erfolgreich gilt, wenn das unerwünschte Phänomen an einem bestimmten Ort nicht mehr beobachtbar ist.

Wie die situational crime prevention setzt auch POP auf eine Mischung von gestalten- und repressiven Maßnahmen. Zum Vorschlagskatalog gegen den Diebstahl in Charlotte gehörten nicht nur bauliche Veränderungen der Parkplätze, sondern auch „aggressive policies of arresting offenders“, vermehrte und härtere Strafen und vermehrte Kontrollen durch uniformiertes Personal. Auch andere Beiträge – etwa der von Rana Sampson über „Lessons from dealing with drug markets“ – zeigen, dass POP alles andere als eine Alternative zur herkömmlichen repressiven Polizeiarbeit darstellt: Hinter den schönen Versprechungen von „problem-oriented policing“ verbirgt sich vielmehr eine Rechtfertigung von moderner Polizeiarbeit als fortgeschrittener Sozialtechnologie. So wenig wie sie an den Ursachen sozialer Phänomene, die polizeiliche Aufmerksamkeit erlangen, interessiert ist, so wenig spielen die Fragen von Macht und Herrschaft eine Rolle. Auf diese Scheuklappen weist der vorliegende Band indirekt, aber überzeugend hin.

*Norbert Pütter, Berlin*